Der Schimmelbaschi

Autor(en): **Fischli, Albert**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 8

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-634970

Nutzungsbedingungen

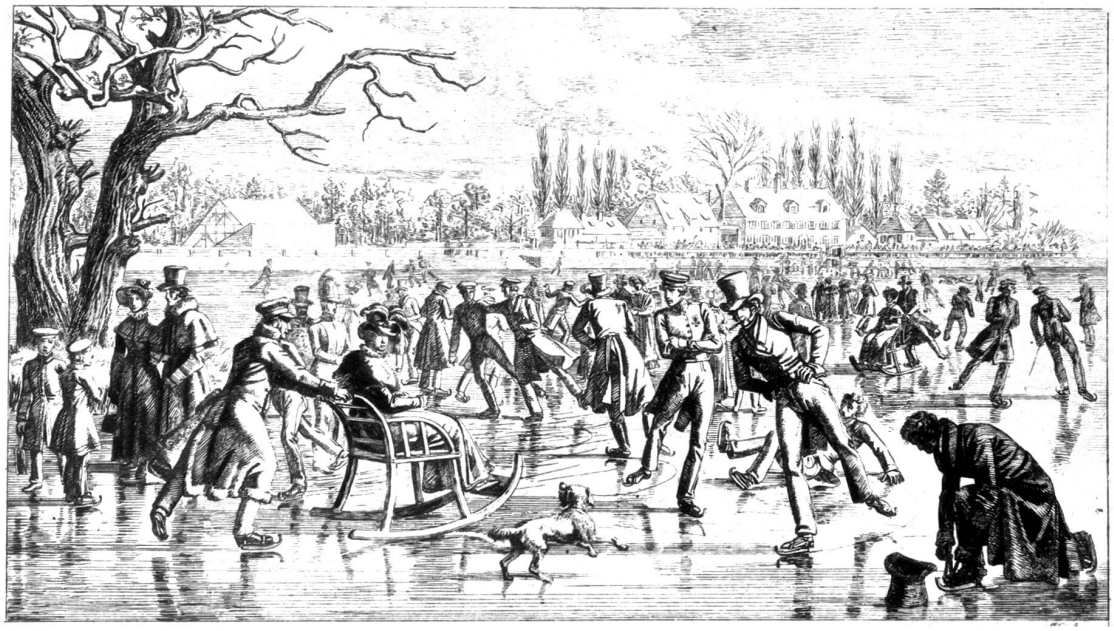
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



Johann Adam Klein. Die Schlittschuhbahn zu Nürnberg

warmen Januartag im Jahre 1737 mit großer Sorge von Campodolcino jenseits des Splügen gegen die Cardinellgalerien hinauf. Er kam von Chiavenna mit Seidenballen auf dem von zwei ſtarken Pferden gezogenen Schlitten und ſollte mit der Ware am Abend in Splügen ſein. So hatte es der Patron drunten in Chiavenna durchgeſetzt, obwohl er ihn gewarnt hatte, die Ware könne bei dem Tauwetter ja ſamt den Pferden zugrunde gehen. „Die Sacke muß eute noch uber die Spluga, kann nix dafür, Sie aben es mir verſprocken", hatte der Patron geſagt, und was wollte er, Luzi Riſch, machen? Er hatte am Abend vorher zu ſeiner Frau Lisbeth geſagt, als ſie geklagt hatte, der Föhn drücke ſo ſtark, und er leide ſicher noch Schaden, wenn er am folgenden Tag hinüberfahre: „Lisbeth, hab' keine Angſt, die Roſſe, Mark und ich kommen ſchon gut durch, und ich habe es dem Patron drüben in Chiavenna verſprochen, daß ich komme. Du weißt, wenn ich nicht gehe, nimmt er einen andern, und wir haben den Verdienſt nötig." Da hatte Frau Lisbeth geſchwiegen und ihm am Morgen früh noch einmal ans Herz gelegt, ja gut zu ſich aufzupaſſen.

Mark, der große, ſtruppige Hund Riſchs, lief dem Fuhrwerk ein großes Stück voraus, was, wie wir verraten wollen, nachher zur Rettung Riſchs aus höchſter Gefahr gereicht hat. Der Hund hatte die Galerie ſchon durchlaufen und wollte eben weiterrennen, als er ein dumpfes Dröhnen aus der Höhe vernahm. Sofort duckte ſich das Tier unter einen Felſen am Rande des Fahrweges flach hin und ſchaute zugleich zurück.

Als Riſch das Geräuſch in der Höhe vernahm, wußte er ſofort: Nun gehts um das Leben! Keine dreißig Schritt trennten ihn von dem ſchützenden Dach der Galerie, aber ſie ſchienen ihm eine Ewigkeit, als er ſie durchlief. Den Pferden ſchrie er im Laufe zu, ſich in Trab zu ſetzen. Sie jagten hinter ihm drein. Aber gerade als er die Galerie erreichte, kam die Macht der Lawine über ihn. Ein vorausgehender Luftdruck warf ihn um und wirbelte ihn im Sturze herum. Und da ſah er, wie die Pferde mit dem Wagen hoch emporgehoben und in die Tiefe geſchleudert wurden. Ihren angſtvollen Todesſchrei vernahm er noch, dann ſtürzte eine gewaltige Schneemaſſe über ihn herein und drohte ihn zu erſticken. Hierauf wurde alles ſtill. Riſch konnte ſich mit verzweifelter Anſtrengung von dem auf ihm laſtenden Schnee befreien. Aber nun bemerkte er, daß völlige Dunkelheit ihn umgab. Die Lawine war in ihrer ganzen Breite über die Galerie, deren Holzbalken ſtandhielten, hinausgefahren und hatte ihn in derſelben lebendig begraben.

Was tat der Hund, als er dies geſehen hatte? Er war vom Wind faſt auch in die Tiefe geſchleudert worden. Jetzt aber, als alles wieder ruhig war, rannte er mit langen Sätzen der Paßhöhe zu und nach Splügen hinab. Sofort wußten die Fuhrleute von Splügen, was geſchehen war. Sie machten ſich mit Schaufeln und Fackeln auf den Weg und gruben den Verunglückten unter eigener Lebensgefahr aus der kalten Galerie heraus. Sie hatten ſeinen Ruf dumpf aus der Tiefe vernommen und hatten dort gegraben. Heulend ſprang der treue Hund an ſeinem Herrn empor, als dieſer dem kalten Grabe entſtieg. Pferde und Wagen aber blieben im Schnee begraben. F. C. M.

*

Der Schimmelbaschi

Von Albert Fischli

Das ganze Dörflein — ein abgelegenes Juraneſtchen — mit ſamt ſeiner nähern und weitern Umgebung, kennt ihn unter dieſem Namen. Und ſein allein und etwas ſeitab ſtehendes Haus wird im Volksmund nur „Der Schimmel" genannt. Ob es ſo heißt, weil der Schimmelbaſchi darin wohnt, oder ob dieſer ſo gerufen wird, weil er auf dem „Schimmel" ſitzt, das wüßte ich nicht zu ſagen. Wahrſcheinlich hat irgend einmal entweder ein Vorfahr des Baſchi oder ein früherer Bewohner ſeines Hauſes einen Schimmel beſeſſen, daher der Name. Und dieſe Feſtſtellung mag uns vollauf genügen.

Den Baſchi kenn' ich ſeit Jugendtagen, warum und wieſo das zu berichten, wäre eine recht umſtändliche Geſchichte, weshalb ich lieber davon abſehen will. Mehrere Jahre hatte mich der Fuß nicht mehr in ſeine Gegend geführt. Aber neulich ſahen wir uns wieder einmal und begrüßten uns ſo kameradſchaftlich, als wären wir erſt geſtern zum letzten Mal auseinandergegangen. Wir ſetzten uns auf die Bank vor ſeinem Hauſe und tauſchten die gegenſeitigen Neuigkeiten aus, die umſtändehalber zum Teil ſchon reichlich alt waren.

Endlich ſchien uns der Faden auszugehen. Der Baſchi paffte lebhaft Rauch aus ſeiner Pfeife, ich ſchaute zum Bergwald hinauf, der dicht gegenüber ſeinem Hauſe anſteigt und in der Höhe durch eine ſtotzige Fluh gekrönt wird. „Ein ſchöner Wald", ſtellte ich feſt, und hing die Frage an: „Privatwald oder Gemeindeeigentum?" „Gemeindeeigentum", gab er mir Be-



Wintersonne in der „Hoschtett“ Phot. H. Stettler

scheid, „nur leider nicht unseres Gemeindleins. Der Wald gehört dort unten den Staudenbachern. Bei der Verteilung der Welt sind wir Muggenbühler, wenigstens was den Wald anbetrifft, leider zu kurz gekommen. Uns gehört nur dort hinten der runde Tannenwald, der „Mittlere Berg“ geheißen, weil er mitten im Bann liegt. Das ist alles. Laubwald gibt's auf dem Muggenbühl überhaupt nicht. Dafür ist unser Gebiet zu drei Seiten vom Staudenbacher Laubwald eingerahmt. Es ist schon ein Elend. Freilich soll dieses Elend doch nicht, wie ich vorhin sagte, bis auf den Weltanfang zurückreichen. Noch vor etwas mehr als hundert Jahren, berichtete man, habe der Mettenberg da oben, der Stierenberg dort hinten und drüben das Asp uns Muggenbühlern gehört. Unsere saubern Vorfahren sollen dieses schöne Waldland im Kegelspiel mit den Staudenbachern verloren haben. Ob's wahr ist, weiß ich nicht. Aber ärgerlich ist es schon, das kann ich Euch versichern, wenn wir Muggenbühler das Nutzholz, das uns vor der Nase wächst, den Staudenbachern drunten im Tale für schweres Geld abkaufen müssen. Ist das ein Zustand, eine Ordnung, eine Gerechtigkeit, ich frag' Euch?“ Ich mußte dem Baschi beipflichten und wußte ihm nur den schwachen Trost, daß es auf dieser buckligen Erde solcher Verkehrtheiten noch gar viele gebe, was freilich seine Uebellaunigkeit nicht zu mildern vermochte.

Mit einem Male aber hellte sich sein Gesicht auf. Er lachte. „Fällt mir ein“, platzte er heraus, „wie ich in jungen Jahren im Mettenberg da oben dem Waldhüter Rauber einen Streich gespielt, hahahaha.“ „Das trau ich Euch zu. Ihr macht mich neugierig. Legt los und berichtet.“ Er ließ sich nicht zweimal bitten. „Ich war“, hub er an, „damals jung verheiratet, besaß nichts als ein mageres Gütlein mit einem Haufen Schulden, ein Kühlein, meine böse Fanny, ein Zwillingspärlein und einen Windelbuben dazu, und das Vierte hatte sich auch schon angekündigt. Ihr werdet begreifen, daß man da jahraus, jahrein von früh bis spät schinden und rackern mußte, um mit leidlichen Ehren durchzukommen.

Eines Tages hatte ich da drüben an der Halde gegrast und schickte mich an, den Wagen mit dem Grünfutter selber nach Hause zu führen, ein Werk, das ich schon dutzendmal vollbracht hatte. Es lohnte sich doch wegen den paar Schritten nicht, die Kuh vorzuspannen, der zweibeinige Schimmel tat es auch. Diesmal aber muß ich die Bremse allzustark gelockert haben. Der Wagen geriet in Lauf, wie im Flug ging's, ich vermochte, auf dem Hausplatz angekommen, die Deichsel nicht mehr vollends abzudrehen, sodaß sie gegen die Ecke des Stalles stieß und krachend zerspellte. Ich konnte von Glück reden, daß ich selber mit heiler Haut davon gekommen war. Mein Weib aber, statt Gott zu danken, daß sie noch einen Mann mit geraden Gliedern hatte, schalte und lamentierte über den Schaden und das schöne Geld, das man auslegen müsse, um ihn zu ersetzen, und das man anderweitig so bitter nötig gehabt hätte. „Jetzt schweigst du mir endlich“, gebot ich ihr in hellem Unmut, ich werde wohl noch imstande sein, eine neue Deichsel zu schaffen,

ohne daß um deſſetwillen die Haushaltung im geringſten geſchmälert wird." „Ja, was biſt du nicht alles imſtande, wenn man dich hört", belferte ſie noch, „wenn's nur mit dem Mundſtück gemacht wäre, dann lebten wir längſt im dickſten Ueberfluß." Damit verzog ſie ſich ins Haus, während ich meine Wut an den unſchuldigen Trümmerſtücken der Deichſel ausließ, die ich zu Brennholz kurz und klein hackte.

Am ſelben Abend noch ſtieg ich ins Gehölz hinauf und ſpähte ſcharfen Auges, ob irgendwo ein Stämmlein ſei, das für eine neue Wagendeichſel allenfalls in Betracht kommen konnte. Bald hatt' ich eine ſchöne ſchlanke Eſche ausgekundſchaftet, die meinen Zwecken vollauf entſprach. Andern Tags erhob ich mich mit dem erſten Hahnenſchrei, hing die Axt an den Arm und machte mich auf den Weg, den Baum zu fällen. Ich muß ſchon ſagen, daß ich ein ungewöhnliches Herzklopfen verſpürte, als ich, am Ziel angelangt, mit angehaltenem Atem lauſchte, ob ich auch wirklich allein ſei, eh' ich zum erſten Schlage ausholte. Die Vögel in den Wipfeln lärmten wie toll, ſonſt aber war keine Spur eines Lebendigen weder zu ſehen, noch zu hören. Jetzt tat ich den erſten Streich. Er verurſachte einen mächtigen Lärm, ſodaß ich inne hielt und wieder lauſchte. Dann aber ließ ich Schlag auf Schlag die Axt auf das Fußende des Baumes niederſauſen, daß die Splitter nur ſo flogen, und nach kurzer Zeit war ich beinah durch und vermochte ihn durch einen kräftigen Stoß zum Fall zu bringen, daß er krachend und praſſelnd niederſchlug.

Jetzt aber glaubte ich, durch die plötzliche eingetretene Stille ein heftiges Keuchen und Knacken von Zweigen zu vernehmen. Raſch nahm ich meine Axt und entfernte mich ebenſo behutſam als eilfertig. Ein paar hundert Meter vom Schauplatz meiner Tat entfernt verbarg ich mein Werkzeug im Gebüſch. Und ſchon unterſchied ich die mir bekannte Stimme des alten Rauber, des Waldhüters von Staudenbach. Während er wie ein Türke fluchte und aufbegehrte, beſchrieb ich einen großen Bogen und näherte mich ihm auf dem Wege, den er ſelber gekommen war. „He, Rauber, was habt Ihr, was iſt los?" rief ich ihn ſchon von weitem an. „Da, komm einmal her und ſchau", wetterte er krebsrot vor Zorn, „haut mir ſo ein verdammter Strolch die ſchönſte Eſche vom ganzen Schlag um. Wenn ich den Lumpenhund hätte, ungeſpitzt in den Boden ſchlagen tät ich ihn, und das tät ich." „Ja das iſt ein ſchöner Baum", gab ich zu, „der Schelm iſt nicht unbeſcheiden geweſen, wie es ſo ihre Art iſt. Uebrigens weit kann er noch nicht ſein, es iſt mir, noch eben hätt' ich den Lärm von ſeiner Axt gehört. Wir könnten ihn ſuchen, was meint Ihr?" Und ſo taten wir denn. Er ſchlug ſich nach rechts, ich mich nach links ins Gebüſch. Aber nach einer kleinen Viertelſtunde ſtanden wir wieder beide zur Stelle. Natürlich ohne Ergebnis. Und wieder fluchte er in allen Tonarten. Schließlich meinte er: „Der Fötzel ſoll mir wahrhaftig keinen Nutzen von ſeiner Freveltat haben. Weißt Du was, Baſchi, nimm Du den Baum an Dich. Aber Du mußt ihn auch gleich jetzt abführen, daß er auch ſicher und gewiß dem Spitzbuben nicht in die Hände fällt. Geh, hol einen Zug, ich will unterdeſſen hier warten." „Wenn Ihr meint, ſo kann ich es mir ja gefallen laſſen", ſagte ich und machte mich auf den Weg. Im Abwärtsfliegen hört' ich die wütenden Beilſchläge des Waldhüters, mit denen er das Aſtwerk vom Stamme abhieb.

In einer halben Stunde war ich mit meinem Kühlein, einem Wagſcheit und einer langen Eiſenkette wieder am Ort. Rauber hatte unterdeſſen den Stamm ſauber geputzt, und wir befeſtigten ihn mittelſt der Kette am Wagſcheit. „Ihr ſollt Dank haben", ſprach ich und ſtreckte dem Wildhüter die Hand hin. „Schon recht, Baſchi", wehrte er ab, „aber gelt, das Aſtholz holſt mir nachher auch noch; nicht einmal das ſoll mir der Schelm bekommen." „Ich wills Euch verſprechen", beruhigte ich ihn und: „Hü, Zingel", gings waldabwärts.

Bei der Abfahrt hätt' ich ſchier gelacht auf den Stockzähnen. Aber ganz wohl war's mir doch nicht unter dem Bruſttuch. „Jetzt fehlt es ſich nur, daß er meine Axt findet mit den eingebrannten Zeichen darauf", dachte ich in einem fort. Glücklicherweiſe war das nicht der Fall. Das Aſtholz ſchaffte ich meinem Verſprechen gemäß richtig auch noch heim. Und beim Zunachten bracht' ich auch noch die verdächtige Axt in Sicherheit. Meiner Fanny ſagt' ich, ich hätte den Stamm für geleiſtete Dienſte geſchenkt erhalten. Sie wollte freilich mehr wiſſen. „Kannſt Dich beim Rauber erkundigen", ſpies ich ſie kurzerhand ab. Denn bekanntlich muß man ſich vorſehen, was man den Weibern anvertraut.

Eine Woche ſpäter, als ich zum erſtenmal mit der neuen, glatten Deichſel am Wagen aufs Feld fuhr, um zu graſen, wer begegnet mir? Der Waldhüter natürlich. „Guten Tag, Rauber", rief ich ihm zu und wollte an ihm vorüber. „Tag Baſchi, gab er zurück, „haſt es ſo eilig? Wart einen Augenblick." Was konnt ich anders tun, als ſtillhalten? Ob ich inzwiſchen nichts Verdächtiges bemerkt habe im Mettenberg oben, wollte er wiſſen. Ich ſchüttelte den Kopf. Indeſſen heftete er ſeine Augen auf mein Gefährt und wurde ſeltſam nachdenklich. „Haſt ſcheint's gleich für den Baum gute Verwendung gehabt", meinte er. „Freilich", antwortete ich, „der Schelm hätte zu keiner gelegeneren Zeit für mich ins Holz gehen können". „Und einen ſchicklicheren Stamm hätt' er Dir auch nicht ausleſen können", fuhr Rauber fort. Das war nun offenſichtlich geſtichelt. Doch ich blieb ganz gelaſſen. „Selb auch", gab ich zurück. Rauber aber hob den Finger und ſprach: „Du warſt von jeher ein Schalk, Baſtian, und haſt es fauſtdick hinter den Ohren." „Mag ſein", erwidert' ich, „aber lieber hätt' ich's im Sack, dann würd' ich Euch für die gute Meinung einen Schoppen zahlen." „Nicht nötig, durchaus nicht nötig", wehrte er ab, „zahlſt ihn lieber dem Holzſchelm, der Dich ſo gut bedient hat." Damit ging er. „Meinetwegen", rief ich ihm nach, „wenn Ihr ihn habt, ſo ſchickt ihn zu mir, er ſoll einen bekommen."

Das war die Geſchichte mit dem Waldhüter Rauber, die mir der Schimmelbaſchi ſchmunzelnd erzählte. Wir lachten beide. „Glaubt nur nicht alles", rief mir jetzt Frau Fanny durch die Geranienſtöcke auf dem Fenſterſims zu, „er iſt der größte Aufſchneider im ganzen Bezirk." „Freilich", lachte der Baſchi, „ein ſpaßhaftes Gemüt iſt eine gute Gottesgab; wer lange lacht, kommt hoch zu Jahren. Wie hätt' ich's nur, ich frag Euch, ein halbes Jahrhundert an der Seite eines ſo böſen Weibes ausgehalten, wie meine Fanny iſt, ohne meinen geſunden Humor!"

*

Volkszählung vor 100 Jahren

Bei Anlaß der Zählung von 1836, die der neu geſchaffene Staat Bern aus militäriſchen Gründen veranſtaltete, ließ das Erziehungsdepartement eine Enquete über die Gebrechlichen durchführen. Bei einer genau 400 000 betragenden Einwohnerzahl wurden 1955 Taubſtumme, 265 Blinde und 1306 Blödſinnige gezählt. Es waren mithin vorhanden:

auf 204 Einwohner	1 Taubſtummer	=	4,9 ‰;
„ 1562 „	1 Blinder	=	0,6 ‰;
„ 307 „	1 Blödſinniger	=	3,2 ‰.

Welches Verhältnis haben wir wohl heute?

*

Spruch

Wie weh dir auch getan die Welt:
Du mußt dich doch mit ihr verſöhnen
Und zu vergeſſen dich gewöhnen;
Denn ſie allein iſt's die dich hält.
Wer an ſie glaubt mit ſtarkem Herzen,
Beſieget ihren Widerſtand
Und ſchafft ſich Mut aus bittern Schmerzen
Zu tun, was er für recht erkannt.

Julius Hammer.